

(Nachdruck verboten.)

23)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Für Lidda war diese Wartezeit eine fortgesetzte Pein. In ihrer Verliebtheit klammerte sie sich frampshast an ihren Verlobten, fest entschlossen, alle Gerüchte an sich abprallen zu lassen. Sie wußte, daß er sich an dem Abend des Tages, da Assunta begraben worden, auf einer Tanzsoirée gezeigt hatte, die von den Badegästen in Porto Empedocle veranstaltet worden war. Es war vielleicht unklug, aber er war durch die Demonstration in Girgenti herausgefordert worden, und sie begriff seine Lust zu trocken, bloß um des Trostes willen. Sie wußte ja, daß er sich in Wirklichkeit Assuntas Tod hatte näher gehen lassen als irgendein anderer. Niemand hatte mit ihm tanzen wollen; man hatte ihm „Mörder“ nachgerufen, und zuletzt war die Stimmung so drohend geworden, daß er flüchten mußte. Lidda fand diese Haltung der Badegäste pöbelhaft. Angelo hatte ja von Assuntas Kommen nichts gewußt. Was konnte er tun? Was wußte er von den Fuchsstreichen seiner Mutter?

Und dennoch — dennoch drang diese Volksmeinung ihr durch alle Poren und legte sich wie eine erstarrte Minde um ihre Gefühle. Sie wurde reizbarer, besonders in der letzten Zeit, wo das Gespräch sich täglich um Geldsachen drehte, eine Angelegenheit, in der sie empfindlich wie eine Akazie war, während sie andererseits doch verlangte, bei jeder dieser peinlichen Unterhandlungen zugegen zu sein.

Der Anspruch der Gräfin auf den Mineralgrund des Marchese war auf La Greca's unerschütterlichen Widerstand gestoßen. Nach seinem Tode sollte Lidda alles bekommen, was sein war, aber bei Lebzeiten wollte er seine Minen nicht in fremden Händen sehen. Er hatte Lidda eine Mitgift von hunderttausend Lire zurückgelegt. Es hatte Zeiten gegeben, wo die Familie fast gedarrt hatte, um diesen Schatz nicht anzutasten, an dem sich zu vergreifen die Ehre ihm verbot. Eines Tages hatte Liddas Mutter eine unborsichtige Aeußerung fallen lassen, daß sie vielleicht später etwas zu der Summe hinzulegen würden, und die Gräfin hatte Angelo sogleich gepreßt, an diesem Zugeständnis festzuhalten. Er versuchte, diese Zulage — es handelte sich um fünf- bis sechstausend Lire — sogleich ausbezahlt zu bekommen, allein der Marchese stellte ihm vor, daß dies im Augenblick unmöglich sei. Da machte Angelo den Vorschlag, daß sie ja die Juwelen der Marchesa, die diese nie trug, oder etliche der wertvollen Kunstschätze, die niemals jemand zu Gesicht bekam, verkaufen könnten. Von allem, was der alte Marchese aus dem Munde seines künftigen Schwiegersohnes vernommen, erschien dies ihm als das Verächtlichste. Er sah ihn an, wie man eine häßliche Kröte ansieht, und sagte ruhig und würdig:

„Das Haus La Greca verkauft nicht.“

Ein Wort, das in sein Wappenschild eingebrannt werden konnte.

Die Einladungen zur Hochzeit wurden verschickt. Tags darauf — die Familie saß noch beim Frühstück — erschien Angelo und brachte ohne Einleitung wieder die ewige Geldfrage auf die Bahn. Er war schon erregt, als er kam, und verlangte in kräftigen Wendungen die bewußte Summe sogleich auf diese oder jene Art ausgezahlt zu bekommen.

Der Marchese bemerkte, daß Lidda von einem nervösen Bittern befallen wurde. Ihre Zähne klirrten an das Glas, aus dem sie trank.

„Gib doch Frieden!“ sagte sie. „Ihr wißt ja, Ihr bekommt alles, was wir entbehren können.“

„Wir haben unser ganzes Leben lang wie Bauern gepart, um Liddas Mitgift zu retten,“ sagte der Marchese. „Aber wir müssen auch bis an unser Ende leben können. Es ist mir unmöglich, jetzt Geld flüssig zu machen.“

„Wenn ich das Geld nicht bekomme, wird aus der Hochzeit nichts.“

Lidda erhob sich mit einem Ruck.

„Es wird auch nichts daraus. Jetzt habe ich genug! Geh' Deiner Wege!“

Angelo hatte vor Erstaunen die Sprache verloren. Die Mutter wollte sich beruhigend ins Mittel legen. Selbst der

Marchese sprach beschwichtigende Worte. Ein Bruch zu diesem Zeitpunkte war kein Spaß; er bedeutete nicht bloß Skandal, sondern das Ende aller Heiratsaussichten für Lidda. Aber diesmal war endlich der Becher voll geworden.

„Vater und Mutter, ich bitte Euch, nicht zu vermitteln! Ihr habt recht gehabt! Er ist ein schmutziger Hund. Geh' Deiner Wege, daß ich Dich nicht anspeie! Geh' — geh' — geh!“

Sie warf den Ring hinter ihm zu Boden, während er aus der Türe ging — wieder aufrecht und selbstbewußt, mit einem boshaften Lächeln um den Mund.

„Ich selbst hätte ihm nicht anders antworten können, Lidda,“ sagte der Marchese, seine Tochter umarmend und küßend.

„Und ich konnte auch nicht anders, Vater!“

„Aber verstehst Du auch, daß Dein Entschluß in seinen Folgen weit reicht?“

„Sehr weit!“ klagte die Mutter.

„Wie weit er auch reicht, ich werde nie bereuen, was ich heute getan habe. Nun kenne ich ihn!“

„So ist es geschehen! Von meinen alten Schultern hast Du eine unermessliche Last genommen!“

Lidda war selbst verwundert, wie leicht und fröhlich sie sich fühlte. Noch verstand sie nicht, daß es zum großen Teile Trost und Groll war, was sie emportrug.

Während der Verlobungszeit hatte sie gewissenhaft die Etikette beobachtet. Sie war nur selten und natürlich nur in Begleitung ihrer Mutter und ihres Verlobten spazieren gegangen. Niemals hatte sie sich auf dem Balkon oder an den Fenstern, die auf die Straße gingen, gezeigt. Kaum aber war sie frei, als sie sich in Mohrrot kleidete und auf den Balkon hinaustrat, wo sie sich in den auf sie schielenden und glockenden Blicken den ganzen Nachmittag sonnte.

Abends überredete sie ihren Vater, mit ihr auf die Promenade zu gehen. Die Stadt sollte sehen, daß sie nicht daheim saß und sich wie eine verlassene Schönheit grämte.

Es war ein Spiebrutenlaufen, und sie wußte es. Ihr Herz klopfte heftig unter dem strammen Korsett, die Augen aber glänzten, und sie plauderte lebhaft mit dem Vater und lachte mit einer täuschenden Herzlichkeit.

Jeder Mensch, dem sie begegnete, wandte sich um, und es gab manch scharfes Urteil über das Geschehene, das längst bei Romeros und „Gellia“ und von da über den ganzen Corso hinab ruckbar geworden war.

Der frische Haß gegen Angelo half ihr. All die jungen Leute teilten ihren Stolz und waren ihr geradezu dankbar für ihren Mut.

Die Alten aber schüttelten die Köpfe und zogen ihren unbeugsamen sizilianischen Maßstab hervor.

Was man auch sagen und denken mochte, so war Lidda nun „eine gewesene Braut“. Sie war im Kurs gesunken. Dies war ein Dogma, an dem auch die jungen Männer nicht zu rütteln wagten.

Es mußte sich nun zeigen, ob Lidda stark genug war, die sizilianische Elle zu brechen.

9.

Es wurde Oktober.

Oben auf der Halbinsel hatten schon die ersten Regengüsse die erschöpfende Hitze gedämpft, auf Sizilien aber glühte noch der Hochsommer in ungebrochener Macht. Dennoch öffneten sich die Schulen — nach dreimonatlichen Ferien — da man doch einmal öffnen mußte. Auf der Promenade sah man wieder die langen Reihen kostümierter Gymnasiasten zwei zu zwei, wie ein Trift Schafe, dahertwandern und unter Aufsicht eines Hirten frische Luft schöpfen. Jede Pension — denn der Staat überließ es Jesuiten und Privatleuten, seine Schüler zu beherbergen — jede Pension hatte ihre Uniform, die für die mütterliche Wahl eine ungeheure Rolle spielte. In ihren roten oder auch blauen Trachten, in welchen letzteren sie wie kleine Seeoffiziere oder — wenn sie im Mantel waren — wie spanische Granden ausahen, den Degen an der Lende, waren sie eine Freude für all die schönen Augen, denen sie einen Ton von Lebenslust und Festlichkeit in das Einerlei der Promenade brachten.

Auch die Lehrer waren zurückgekehrt, nahmen sich aber

vorläufig ihres Amtes nur wenig an, indem sie vor allem die Nachzügler, die im Laufe der Ferien das Versäumte einzuholen sich bemüht hatten, ihren Prüfungen zu unterziehen begannen.

Die Abende bei Carmela wuchsen an Lebhaftigkeit und Interesse, ja erhielten fast den Rang einer Akademie, insofern die Intelligenz der Stadt sich hier sammelte, um auf Art der jungen Athenienser philosophisch über ihr und des Lebens Elend zu scherzen, während Carmela nach Vermögen das ihrige tat, fehlende Hofentwürfe erstellte und ihnen allen eine gute Gattin war. Pinna trug ihnen das neue Piedigrotta-Lied vor, das im kommenden Jahre die Leierkastenmänner Italiens ernähren sollte. Und Belcaro, der frisch aus Venedig gekommen, wo man ab und zu Neuigkeiten aus Deutschland erfuhr, brachte einen Hauch mit von den großen Bewegungen, die den Kontinent durchzogen. Man streute Salz auf die großen und kleinen Begebenheiten der Stadt und der Insel und sprach im Schutze jener Verschwiegenheit, die in Sizilien die erste Forderung an einen Mann von Ehre ist, schonungslos sein Urteil über Hoch und Nieder. Gräfin Lucia war das Hauptphänomen, das täglich Stoff zu Erörterungen gab, stets unter dem Namen „die große Sure“, als deren Gegenpart man Carmela pries, die sich geschmeichelt fühlte, „die kleine Sure“ zu heißen. Lidia war eine Zeitlang ein Problem, um das die Klagen sich kreuzten, daß die Funken sprühten, bis endlich Belcaros rücksichtslose Beredsamkeit und die ruhige Selbstverständlichkeit in Lo Fortes Ueberzeugung die Barbarei der Sizilianer und Neapolitaner in eine Ecke trieb und die junge Marchesina begeistert auf den Hochsitz erhob, als den edlen Zukunftstypus eines freidentenden sizilianischen Weibes.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2) Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Unser junger Pastor, der gegen die erste Herzensgier so unerbittlichen Krieg führte und jetzt spazieren ging, trug, obgleich er aus dem Land der Piet, de Ontjes und Tjalk Dufendtschön stammte, den ganz gewöhnlichen Namen Heinrich Bruhn.

Die Luft war zwar kalt, aber besömmlich; in seinem Pelz blieb Heinrich auch warm. Der Gasthofbesitzer, bei dem er nachher das Mittagessen einnehmen wird (da es wohl alles, was gebildet und halbwegs gebildet und nicht verheiratet war, vom Gerichtsaktuar bis zum Gerichtsdirektor und Landrat), war zugleich der größte Landwirt. Seine Scheunen lagen im Reichbild der Stadt. Bei Keils Scheunen begegneten dem Pastor zwei Bauernschlitten. Die darin saßen, grüßten ihn, sie kannten ihn, er kannte sie auch, es waren seine Kirchspielkinder.

Sie kamen vom Dorfe Qgonen her; im vorderen Schlitten saß der Bauer Gychowski und im zweiten der Bauer Wöttcher, die Frauen neben ihnen. In beiden Schlitten (man kannte es bei den zur Stadt fahrenden Leuten nicht anders) lag hinter dem Sitzbrett ein leeres, leicht hin und her rollendes Schnapstönchen. Das Tönchen war bei dem Kaufmann Gerlach aufzufüllen, und das war nicht der letzte Zweck der Reise. Wenn sie heute abend nach Hause fahren, wird es schwer und voll und vorsichtig verstaubt sein, und die Bauern werden toben, lärmern und jagen.

Die Straße verlief am Seeufer. Krachend und rollend brach das Eis unter seiner Schwere. Erst war es dumpf wie Donnerschlag, dann aber verllangen die Risse wie in seinem schneidenden Weh in der Richtung nach der Insel, deren beschneite Baumwolke man westwärts in der Ferne sah. Ein feiner blauer Ton lag geheimnisvoll auf der Schneedecke.

Drei Viertelstunden Weges bis zum nächsten Dorf, das war sein Tagesmarsch. Und mit rüstigem Atem schritt er von dannen. Alle dreißig Schritt sah ein Krähenehepaar begehrlieh am Wege, verfloßene Nohäpffel zerkrümelnd, auf neue wartend. Der Mann im Pelz erhielt aus schiefem Kopf einen ihn als harmlos einschätzenden Blick. Wenn er vorüberging, hüpfen Mann und Frau wenige Schritte in den kalten Schnee.

„Ob es wirklich,“ brummte Heinrich Bruhn, „so weit bis Sibirien ist, wie die Karte sagt? Ich denke zuweilen, es müßte gleich hinter unserem Stadtwald liegen. Jedenfalls geht es bis zum Ural immer geradeaus. — Ein undeutsches Klima, ein undeutsches Land — noch immer Kolonie. In den Städten bishen westeuropäischer Firnis — setzt man aber den Fuß ins freie Land, so setzt man ihn ins Polen- und Mittelalterland.“

Als Sohn der nordwestlichen Waterlant war Heinrich wohl an Sturm und Nebel und an rechtschaffenen Schmutz gewöhnt, jedoch nicht an andauernde harte Kälte und an Schnee. Nach Ostpreußen war er ja auch nur aus Gründen der Notdurft des Leibes und der Nahrung (damals waren ihm noch nicht die 10000 M. so unverhofft von seinem Ohm zugefallen) gegangen

und in den Dienst einer fremden Landeskirche übergetreten, weil sich daheim nicht gleich was bot. Er fühlte sich aber hier wie in einer Art Verbannung, Heimweh machte ihn sogar ungerecht gegen das, was ihn umgab.

Und er hoffte auf Rückkehr. Das Konsistorium hatte wohlwollende Berücksichtigung zugefagt, und Emil Paulsen, der Sohn des Präsidenten, war sein Freund. Als dessen Alter noch einfacher Richter gewesen war, hatten sie die Schule zusammen besucht, jetzt war der Sohn Amtsrichter in der kleinen Gynnasialstadt, wie es sein Vater gewesen war.

„Ich habe ein gutes Wort für Dich eingelegt,“ hatte er vor etwa einem Jahr an Heinrich Bruhn geschrieben. „Wenn Du willst, so ist Dir die nächste Stelle sicher. Und lange kann es nicht mehr währen. Wie Du weißt, verkündet hier neben dem alten Propsten der wilde Wilhelm Frahm das Wort Gottes. Und Wilhelm kennst Du. Und weil Du ihn kennst, so weißt Du auch, daß er als Priester beständig auf einer Mine sitzt.“

Ich halte Dich für gutmütig genug, so sagen: Der arme Kerl, der gute Kerl! Und da hast Du recht. Gut ist er. Hat auch Gemüt. Ich mag dies Wort, womit der Deutsche so gern prunkt, eigentlich nicht leiden, weil es ebenso oft ein Laster und eine Schwäche bedeutet wie eine Tugend. Lassen wir das! Wilhelm Frahm hat es im guten Sinn. Aber daneben zubielt Naturfrische. Du hast ganz recht. Prachtmensch, aber als Pastor ganz unmöglich! Du kennst ihn ja.

Nun höre mal zu — der jüngste Streich. Schifferball durch seine Gegenwart verherrlicht habend, tüchtig gezecht . . . Tanzordner gewesen, einen stämmigen Schifferknecht eigenhändig hinausbefördert. Wozu hat der liebe Gott unserm Wilhelm auch die die Gestalt, die Arme, die Muskeln gegeben? Sicher nicht, Kanzelgesten zu machen, die Bibel zu heben und damit die Gemeinde zu bedrohen.

Er ist kein schlechter Redner, und wenn er auf der Kanzel steht und die tiefen, ihm gut stehenden Herzenstöne anschlägt, dann geht es jungen höheren Töchtern zuweilen tief, würde vielleicht auch bei uns Eindruck machen, wenn . . . wenn wir nicht unseren Willem in der Joppe, ihn und seine Fröhlichkeit, die so gar nichts Pastorenhaftes an sich hat, seine Direktionslosigkeit, wenn wir das alles nicht so oft vor Augen hätten. Dem Reinen ist alles rein — denkt Wilhelm Frahm. Nein, er denkt es nicht, diese unermessliche Unschuld bedarf nicht der Theßen, er handelt einfach.

Wegen der Schifferballgeschichte ist er vom Konsistorium arg hineingelegt worden. Im Vertrauen — sein Maß ist voll. Wenn wieder was kommt und, wie Willem nun mal ist, kann es nicht lange dauern, dann — fliegt er. Und wenn er fliegt, dann kommst Du dran, dann wirst Du Pastor in Hodorf.“

So hatte der Brief gelaute. Der Empfänger hatte gedacht: — Wenn doch! — Aber da war seine Pastorenschale aufgefahren und mit ihm ins Gericht gegangen: „Laß Dich nicht geküßten!“

Im Keilschen Gasthof hatte er nach Tisch mit dem Seminarbibliothekar zusammen Steine geklopft — so bezeichnete man in Ostpreußen malerisch tönend das Dominospiel — und Kaffee getrunken; die sinkende Sonne malte schon den Westrand des Horizonts in farbigen Tinten, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Der Postbote war dagewesen, ein paar Briefe lagen auf seinem Pult — Drucksachen, Lotterielose und ein versiegelter Brief — Emil Paulsens Handschrift.

„Hurra!“ (das Wort dreimal unterstrichen). „Hurra,“ schrieb Emil Paulsen, „es wird! Wilhelm Frahm hat dumme Streiche gemacht. Das Gerücht ist an der Arbeit, aber schon das, was vor einem Duzend Zeugen verübt worden ist, reicht aus. Auf dem Schweinemarkt mit Schweinmännern gewettet, ein (ich weiß nicht wie schweres) Ferkel am geklärten Schwanz einen Fuß vom Boden zu heben. Er soll die Wette gewonnen, das Schwein aber arg geschrien haben. — Mit Wilhelms Pastorenlaufbahn ist es jedenfalls vorbei, im Volksmund heißt er auch schon — Schweinepriester. Ich besuchte kürzlich den Alten und sah zufällig einen tüchtigen Altienschwanz mit verdächtigem Rubrum.“

Wilhelm Frahm soll gesagt haben, wenn es ihm an den Kragen gehe, wolle er Viehhändler werden. Vernünftigeres kann er gar nicht tun. Vater und Großvater und Voreltern haben nichts getan als Ochsen geweidet und Schweine fett gemacht, sie waren Ochsen- und Schweinegenies. Zum Schweine- und Ochsenhandel bringt er viel ererbtes Talent mit. Ja, ich sage Dir: paß auf! Erst in das richtige Gleise gekommen, wird noch mal was Großes aus ihm!“

Als Heinrich Bruhn diesen Brief las, wallten wieder sündige Gedanken in des Herzens Tor hinein: Wenn doch! Wieder hatte er Lust, über Wilhelm Frahms Priesterfontane hinweg seinen Ornat vor den Altar des Herrn in Hodorf zu tragen. Er steckte sich die lange Pfeife an und hatte viel zu tun und zu kämpfen, dem bösen Feind zu wehren. Ganz bestimmt wußte er auch nach einer Stunde noch nicht, ob ein Mann von reinem Gewissen in seinem Lehnstuhl Barinaskanaster qualme.

Aber bei allen Zweifeln wurde ihm doch warm ums Herz, und das Saufen der kalten Linden an seinem Fenster klang wie milder Heimatsgruß vor seinen Ohren.

Die Schatten vergangener Dinge webten um ihn her und führten die Tage seiner Leiden und Freuden, seiner jungen Leiden und seiner jungen Freuden wieder herauf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Reisekultur.

Von Johannes Gauke.

Jüngst las ich in einem Blatte, das sich das Reisewesen resp. die Fremdenindustrie angelegen sein läßt, also von Interessenten dieser höchst zeitgemäßen Industrie herausgegeben wird, wie herrlich weit wir es dank den modernen Verkehrsmitteln gebracht hätten. Das Reisen sei ein eminent wichtiges Bildungsmittel, es schaffe Kultur, erlöse die Völker aus ihrer Isolierung, mildere die nationalen Gegensätze und so fort.

Da ich mich des Vorzuges erfreue, etliche Länder der alten und der neuen Welt kennen gelernt zu haben, stimmte mich der Dithyrambus auf die Reisekultur, in den jener Artikel ausklang, etwas nachdenklich. Zunächst hatte der Verfasser, wie es häufig geschieht, die Begriffe Kultur und Zivilisation verwechselt. Zweifellos schafft die Reise Kultur, fördert das Wissen und vertieft die Persönlichkeit des Reisenden — jedoch nur unter besonderen Verhältnissen und Voraussetzungen, die heute nicht mehr oder nur in bescheidenem Umfange zutreffen. Das geschah zur Zeit der seligen Postkutsche und der fahrenden Gesellen, als die Reise selbst für den Besitzenden als ein Ereignis galt, als etwas, das mit Mühe und Arbeit verbunden war. Man lese, welche sorgfältigen Vorbereitungen Goethe für seine italienische Reise traf! Im achtzehnten Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des neunzehnten galt zunächst die Erlernung der Sprache des zu bereisenden Landes als eine unerläßliche Bedingung; der Reisende mußte schon etwas Kultur besitzen, um sich überhaupt in fremden Ländern bewegen zu können. Heute kommt man mit unserer geliebten Muttersprache sozusagen durch die ganze Welt. Und wer noch etwas Gouvernantenbildung besitzt, das heißt die englische und französische Sprache vergewaltigt, der gilt als Weltbummler comme il faut.

Die Reisenden der alten Zeit waren auch aus einem anderen Holz geschnitten als der moderne Reisepöbel. Zur Zeit der Postkutsche und der Kleinstatelei begab sich nur der auf Reisen, der etwas in seinem Beruf erlernen wollte, oder der allgemein Kenntnisse sammeln und starke Eindrücke in sich aufnehmen wollte. Heute reist man aus Abwechslungsbedürfnis oder nur der Mode wegen, um etwas zu sehen, das man nach der Ansicht des Bildungsphilisters gesehen haben muß: die Alpen, die italienischen Kunststädte, die Spielhölle in Montecarlo, Paris, das heißt das Paris der Halbwelt und anderes mehr. Die „Sehenswürdigkeit“ ist eine Prägung neuerer Zeit, und die Reisekultur ist zu einem Reisesport geworden. Das Reisen erfordert keine Vorbereitung noch eine Vorbildung mehr — es sei denn, daß man das gefüllte Portemonnaie hierzu zählt. Das einzige, womit der moderne Weltbummler und Tourist sich beschäftigt, ist das Studium des Eisenbahnkursbuches, die Zusammenstellung der Rundfahrtkarten und — was oft als die wichtigste Angelegenheit empfunden wird — die sorgfältigste Auswahl der Garderobe.

Wir haben es wahrlich weit gebracht! Der Schnellzug befördert den Touristen in einem Tage von Berlin bis an den Fuß der Alpen. Auf Gebirgsbahnen gelangt er, gemächlich die gewohnter Zigarre rauchend, in die Gletschertwelt, auf der Veranda eines fashionablen Hotels genießt er bei einer Flasche Seltz die in den Reiseführern als besonders lohnend geschilderten Fernblicke über die schneebedeckten Höhenzüge, und der Hausknecht sorgt schließlich dafür, daß er den Sonnenaufgang nicht verschläft. Hier und da werden auch die Naturschönheiten gegen ein Extratrinkgeld dem Reisenden erschlossen.

Der moderne Reisesport hat etwas herangezüchtet, das aller Kultur Hohn spricht: die Fremdenindustrie mit ihrem widerwärtigen Drum und Dran. Sie hat der Phsygnomie der Großstadt ihren Stempel aufgedrückt. In Paris, Rom, Berlin, London und New York reist und logiert man ungefähr nach derselben Schablone. Jede der genannten Weltstädte hat ihr Hotel Bristol, Savoy, Monopol, Zentral usw. aufzuweisen, von innen und außen schablonisiert. Wer eins dieser fashionablen Riesenhôtels kennt, kennt sie alle. Auch die Restaurants und Läden der Großstädte tragen den Bedürfnissen der Reisefere im weitesten Maße Rechnung: jeder Gast und Käufer ist eine Nummer und wird dementsprechend hochgenommen.

Neue Industrien sind durch den Fremdenverkehr ins Leben gerufen. Die Ansichtskarten-Industrie, die eine allgemeine Landplage gezeitigt hat, will ich übergehen, da sie ein Kapitel für sich ist. Viel größer ist das Unheil, das die Organisatoren von Gesellschaftsreisen angerichtet haben. In den Sommermonaten werden Scharen von Reisenden durch die Städte und ihre „Sehenswürdigkeiten“, worunter auch die Museen und Kunstsammlungen zu verstehen sind, gleich Hammelherden von sachkundigen Führern getrieben. Es ist erstaunlich, was man alles gesehen haben muß, um auf der Höhe der Zeit zu stehen. Im Schweiße ihres Angesichts hasten die heraufgekommenen Bevatter Schneider und Handschuhmacher, die während ihres emsigen Erwerbsdaseins kaum ein veritables Delgemälde gesehen haben, durch die Museen und lassen sich von dem Führer darüber belehren, wer Raphael gewesen ist.

Wer abseits der großen Masse steht, dem wird jeder Kunstgenuß durch den Auftrieb der Hammel-, pardon — Menschenherden verehrt. In Italien, dem unglücklichen, von der Fremdenindustrie am gründlichsten verseuchten Lande, wird man keines Lebens überhaupt nicht mehr froh. Hier hat sich neben dem offiziellen Führertum der großen Reisegesellschaften noch ein privates Führertum herausgebildet. Ob man St. Peter betritt, oder die Sirtina, die vatikanischen Sammlungen, die Villa Borgheze, stets muß man vor „Erklärern“

auf der Hut sein. In der Betrachtung von Michelangelos „Moses“ verfenkt, drängt sich irgendein auf den Fremdenfang dressiertes Individuum an einen heran, um einem klarzumachen, daß Michelangelo der größte Bildhauer aller Zeiten gewesen ist. In Deutschland ist diese Sorte von Führern und Erklärern noch wenig verbreitet. In einigen süddeutschen Städten kann man ihnen dann und wann begegnen, in Berlin sind sie glücklicherweise fast unbekannt. Aber da Berlin eine Fremdenstadt par excellence ist und bekanntlich die schönste Stadt auf dem Erdenrund werden soll, so liegt die Zeit vielleicht nicht mehr fern, wo es auch bei uns von Führern und Erklärern wimmelt.

Die Stätten alter Kultur hat die Fremdenindustrie zu „Sehenswürdigkeiten“ umgewertet und dadurch jedem Menschen von Kultur, wenigstens zur Reisezeit, die Lust an den alten Kultur- und Kunstschätzen verehrt. Eine ähnliche Umwertung hat die Fremdenindustrie an der Natur vollzogen. Früher betrat man mit heiliger Scheu die Berge und die Gestade des Meeres. Wer sich den Strapazen einer Gebirgswanderung oder den Gefahren einer See- reise unterzog, der war mehr als einer von denen, die, wenn sie gerade zu zwölfen aufmarschieren, ein Duzend ausmachen. Das Reisen ohne den Komfort und die Beförderungsmittel der Neuzeit setzt eine Persönlichkeit voraus, einen Menschen, der aus der Natur Kraft und Anregung schöpfen will, wenigstens aber einen Abenteurer, der etwas erleben will. Heute läuft der Reisende, der sich nicht der üblichen Beförderungsmittel bedient und in fashionablen Hotels logiert, Gefahr, als Landstreicher von der heiligen Hermandad belästigt zu werden. Wir sind heute so zivilisiert (nicht kultiviert!), daß „wir“ — gemeint ist der internationale Reisepöbel — den Komfort der Neuzeit nicht einmal auf der Reise entbehren können. Eine Ozean- oder Mittelmeerreise auf einem Lloyd- oder Hapag-Dampfer ist zu einer Spritztour geworden. Der Kajütenpassagier lebt an Bord genau so komfortabel, speist Table d'hôte, raucht seine Henry Clay und blickt genau so blasiert in die Welt, wie daheim, im Theater oder auf der Promenade. Die Verallgemeinerung der Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche, die der Fluch unserer Zeit ist, erfährt durch die Reisekultur einen weiteren Anreiz.

Überall, wo die Fremdenindustrie festen Fuß gefaßt hat, widert sich daselbe Bild vor uns ab: Luxus-Expreszüge, Hotels nach Schema Savoy, Table d'hôte und blasierte Globetrotter. Das Land wird übersät mit den Luxuseinrichtungen der Städte. Die Natur bildet gerade noch den Hintergrund des urbanisierten Landlebens — eine Kulisse, vor der sich das alberne kulturlose Getriebe der oberen Finanzsicht abspielt. Es gibt in Europa kaum noch eine Landschaft, die von den „Segnungen“ der Reiseindustrie verschont geblieben wäre. Die Natur ist mit einem jammervollen Kulturfirniss überzogen, die außerhalb der Städte lebende, ihrem primitiven Beruf nachgehende Bevölkerung mit allen Schikanen korrumpiert worden. Ich kenne einige Fischerdörfer, die sich vor einem oder zwei Jahrzehnten noch einer turzselbständigen, biederen Bevölkerung erfreuten, aber dann breitete sich die Fremdenindustrie aus, das Fischerdorf avancierte zu einem Badeort, aus den stier-nadigen, sich ihres Menschenwertes bewußten Flunderfischern wurden raffinierte Fremdenjäger — ein trinkgeldlüsternes Gesindel, das die städtischen Wadaethleten um ihre Silberlinge erleichtert.

Eine neue Nuance ist in das Reisewesen durch das Automobil gebracht worden. Galt es bis dahin als schil, fashionabel, standesgemäß, sich eines Coupés im Luxuszuge zu bedienen, so wird nunmehr der Hauptplatz auf das eigene Fahrzeug gelegt. Wer im Auto in Sitzzuggeschwindigkeit die Landstraße unsicher macht, gilt als ein ganzer Kerl. Unserem Zeitalter selbste noch gerade das Mittel der Entpersönlichmachung! Der Rest von Naturgefühl, den der moderne Mensch sich noch erhalten hat, wird ihm durch die Geschwindigkeit des Fahrzeugs vollkommen ausgetrieben. Das Fahren in der Postkutsche und auch noch in der Eisenbahn war Mittel zum Zweck. Keinem Menschen fiel es ein, sich zu seinem Vergnügen von Ort zu Ort befördern zu lassen. Nach Erfindung der Kraftfahrzeuge ist das Fahren Selbstzweck geworden, die Kilometer-fresserei überhaupt Zweck der Reise. Nun ist es ja eine persönliche Angelegenheit aller derer, die es sich leisten können, in einer wahnwitzigen Fahrt auf der Landstraße ihr Vergnügen zu suchen und dabei Kopf und Kragen zu riskieren — vorausgesetzt, daß durch diesen Sport der oberen Reichtum die per pedes apostolorum sich weiterbewegende Masse unbehelligt bliebe. Dies ist aber nicht der Fall. Nach der Statistik (die den Verhandlungen des Reichstages vom 18. Februar 1908 zur Grundlage gedient hat) hat der Automobil-Reisesport vom 1. Oktober 1903 bis 1. Oktober 1907 annähernd 5000 Unfälle verursacht; davon fielen 93 Proz. Kraftwagen zur Last, die dem Personenverkehr dienen, 7 Proz. Lastautomobilen. Verletzt wurden infolge eines Automobilunfalls 2419 Personen, getötet 145. Die Hälfte aller Unfälle kam auf Berlin. Diese Zahlen sprechen eine sehr beredte Sprache, um so mehr, da die meisten Unfälle durch Fahrzeuge verursacht worden sind, die als allgemeine Verkehrsmittel nicht in Betracht kommen, sondern lediglich einem sportlichen Zwecke dienen.

Betrachten wir das Auto vom hygienischen und ästhetischen Standpunkt, so ist seine Erfindung nur zu bedauern. Es hat einen allgemeine Zustand der Unsicherheit hervorgerufen; auf den Straßen der Stadt ist man kaum noch seines Lebens sicher, aber auch auf der Landstraße ist der einsame Wanderer und Radler

auf das äußerste gefährdet. Namentlich ist der Aufenthalt in den von der Natur begünstigten Landschaften zu einer wahren Qual geworden.

So wirken mancherlei Umstände zusammen, die das Reisen, das ein Bildungsmittel ersten Ranges sein könnte, zu einem sinnlosen, kulturzerstörenden Sport machen. Das sollte uns Anlaß zum Denken geben. Welchen Sinn hat es, wenn Menschen zum Zeitvertreib im Auto durch die Landschaften jagen, von einer kindischen Freude über den letzten Rekord erfüllt, wenn Dampfschiffe mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet werden, damit eine bunt zusammengewürfelte Masse ihre luxuriösen Lebensgewohnheiten auf der Reise fortsetzen kann, wenn die Gebirge durch Bahnen, Schlaf- und Abfütterungsanstalten dem Fremdenverkehr erschlossen werden, wenn die Pyramiden Ägyptens und die Ruinen Pompejis als „Sehenswürdigkeiten“ aufzuffrischt werden, um von einer kulturlosen, aber zahlungsfähigen Masse angestaunt zu werden! Reun- undneunzig von hundert Philistern haben, wenn man ihren Bildungsgrad als Maßstab anlegt, überhaupt nicht die Berechtigung zum Reisen; die Reise ist ihnen oft selbst eine Last, aber sie reifen, um dabei zu sein, um die Mode mitzumachen. Sie kommen genau so dumm von der Reise zurück, wie sie ausgezogen sind; einzelne vielleicht etwas blasierter. Ein jeder will möglichst viel sehen; wie in einem Kinematographen ziehen die Bilder an dem Reisephilister vorüber. Es kommt aber wahrlich nicht darauf an, daß man auf einer Reise vieles sieht, sondern es kommt mehr auf die Art des Sehens an und die Gründlichkeit der Betrachtung. Dazu läßt man sich freilich nicht mehr die Zeit, denn die Zeit ist zu einem Wertäquivalent (Time is money!) geworden, mit dem man wirtschaften muß. Das Hasten und Jagen, das dem gesamten öffentlichen und privaten Leben seinen Stempel aufdrückt, das dem Menschen nicht mehr das Ausleben seiner Persönlichkeit gestattet, läßt ihn auch auf der Reise nicht mehr zum ruhigen Genießen, zum Sammeln von Eindrücken, worin allein der Wert der Reise liegt, kommen.

Aus der Geschichte der türkischen Verfassung.

In dem geschichtlichen Leben der osmanischen Völker ist es wiederholt vorgekommen, daß innere Zerrüttungen auch die sonst für politische Geschicke ziemlich teilnahmslosen, ja, fast apathischen Orientalen auch zu energischer Kraftentfaltung aufrüttelten. Das zielbewußte, sichere Eingreifen der reformatorischen türkischen Partei in den Organismus des morischen Verwaltungssystems, das wir in diesen Tagen erlebt haben, hat in der geschichtlichen Vergangenheit freilich nicht ihres gleichen. Was in den Tagen vom 23. und 24. Juli in einer die ganze Welt in Erstaunen setzenden Aktion geschehen ist, trägt den Stempel größter Entschlossenheit. Und diese war dem Bewußtsein entsprungen, daß mit dem Despotismus, der von den Tagen von Byzanz bis auf heute nichts von seinem Druke, von seiner Zwangsherrschaft eingebüßt hat, gebrochen werden mußte. In jahrelanger Arbeit war ein Werk der Modernisierung des türkischen Staates vorbereitet worden, das nun reiche Früchte tragen soll. Fast möchte man der nächsten Zukunft skeptisch gegenüberstehen, denn an Zugeständnissen, die das reformatorische Werk an dem alten türkischen Rumpf unternehmen wollte, hat es wahrlich nicht gefehlt. Und immer wieder brach der reaktionäre Gegenstrom sich siegreich seine Bahn.

Die ersten reformatorischen Eingriffe, die dem krankhaften Verwaltungssystem neues Leben verleihen sollten, gehen auf das Jahr 1855 zurück. Sie waren durch den Druck von Frankreich, England und Oesterreich-Ungarn entstanden, und wurden in dem sogenannten Hatti-Humajun vom 18. Februar 1856 niedergelegt. Hiernach gewährleistete der Sultan Sicherheit für Person Eigentum und Ehre; die weltlichen Regierungsbefugnisse der Priester wurden abgeschafft; die Patriarchen und hohen Geistlichen blieben hinfort ausschließlich Beamte der Kirche, im Solde des Staates. Für die Majahs (Nichtgläubige) sollte ein Rat geschaffen werden, der aus einer Anzahl aus ihrer Mitte gewählte Geistliche und Laien bestehen und die weltlichen Geschäfte dieser Untertanen besorgen sollte. Die administrative Bevorzugung der einen Nation vor der anderen sollte künftig unzulässig sein; namentlich wurden die von den Mohammedanern üblichen Benennungen der anderen Religionsgemeinschaften (Giar, Kiofir für Christ, Tschifut für Jude) aufs strengste verpönt. Unbeschränkte Gewissensfreiheit, freier Religionswechsel wurden verkündet, ebenso die staatsbürgerliche Gleichheit der Christen und Mohammedaner. Die Zulassung auch der nichtgläubigen Untertanen zu den Zivildämtern, wie auch ihre Aufnahme in den Staatslehreanstalten, bildeten ein weiteres Zugeständnis des Dekretes. Bezüglich der Gerichte wurde Bildung von gemischten Tribunalen verfügt; die Strafanklagen sollten verbessert, überall gute Polizei eingeführt werden. Die Teilnahme der Christen an dem Militärdienst, ein wunder Punkt in diesen problematischen Bestimmungen, wurde durch besondere Verordnung geregelt. Ausländer durften fortan in der Türkei Grundstücke erwerben. Endlich wurde zugesagt, daß Delegierte der

Majahs in den Staatsrat berufen werden sollten, daß ein regelmäßiges Jahresbudget aufgestellt, das Steuerwesen verbessert und die Befähigung bestrahlt werden sollten. Es sollte kurz eine Grundlage für eine Verwaltung geschaffen werden, die den modernen Anforderungen eines kulturellen Staates entsprach. Allein das mit großem Lärm in die Welt gesetzte Dokument ist ein beschriebenes Papier geblieben und außer einigen negativen Verordnungen ist nichts von dem Inhalte des Dekretes in Wirksamkeit getreten.

20 Jahre waren seitdem vergangen und es war kein neuer Schritt zur Modernisierung des türkischen Reiches gewagt. Da kam ein Mann aus Aude, der schon längst die Aufmerksamkeit erregt hatte. Es war Midhat Pascha, der Führer der jungtürkischen Reformpartei, der schon frühzeitig in den Staatsdienst getreten und eine glänzende Laufbahn hinter sich hatte. Als er 1876 wieder Mitglied des Kabinetts wurde, nahm er den aktivsten Anteil an der Bewegung, die den Sturz des Sultans Abdul Aziz herbeiführte, und ward schließlich am 19. Dezember 1876 von Abdul Hamid zum Großwesir erhoben.

Dieser Mann von seltener Begabung und Tatkraft, der sich schon frühzeitig in den Dienst der reformatorischen Bestrebungen gestellt hatte, brachte es zustande, nur wenigen Tage nach seinem neuen Amtsantritt unter Abdul Hamid eine türkische Verfassung zu proklamieren. Mitte 1876 hatte er den ersten Entwurf dem damaligen Staatsrat unterbreitet. Erst am 19. Juli war er im Prinzip anerkannt worden. Allein eine öffentliche Bewegung, die in Konstantinopel erhebliche Dimensionen anzunehmen drohte, das Unerhörte, daß man wieder auf den Gedanken verfallen war, Mohammedaner und Christen gleichzustellen, hatte unter den Alttürken, namentlich unter den Sophias (Priesterzöglingen), einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Abdul Hamid war nach seiner Thronbesteigung so klug gewesen, durch ein Dekret umfassende Reformen zu verkünden; als aber am 19. Dezember Midhat Pascha zum Großwesir erhoben wurde, war es klar, daß die fortschrittliche Partei die Oberhand erhalten würde. In Konstantinopel tagte gerade eine europäische Konferenz. Dieser Augenblick erschien Midhat als der günstigste, nun durch die Proklamierung eines Aktes von durchgreifender Tragweite einer europäischen Einmischung vorzubeugen.

So erfolgte denn am 11./23. Dezember 1876 (7. Zilhidjeh 1293 türkischer Zeitrechnung) unter drohenden Kanonenschüssen die feierliche öffentliche Verkündigung der Konstitution, die nach europäischen Mustern nicht gerade am glücklichsten ausgearbeitet war. Sie verkündete in oft strenger Anlehnung an den Wortlaut des Hatti-Humajun vom Jahre 1856, die Integrität des türkischen Reiches, als dessen Oberhaupt der Sultan unverantwortlich und unantastbar sei. Abermals wurde die persönliche Freiheit verkündet, der Islam zur Staatsreligion erhoben, den übrigen Bekenntnissen volle Freiheit gewährt. Türken und Christen wurde die bürgerliche Rechtsgleichheit, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten, verkündet. Dazu Freiheit der Presse. Alljährlich am 1. November sollte ein Parlament aus viermonatlicher Session zusammentreten. Die Abgeordneten, von welchen je einer auf hunderttausend Einwohner entfiel, sollten für vier Jahre aus geheimen Wahlen hervorgehen. In den übrigen Bestimmungen wurde schließlich die Frage des Jahresbudgets und des Rechnungshofes geregelt, die Unantastbarkeit der Richter, die Verwaltung der Provinzen, der Schulzwang.

So war es denn geschehen, daß trotz Koran und Harem der abendländischen Zivilisation die Tore geöffnet wurden. Nur kurz war die geteilte Freude. Wohl trat am 19. März 1877 das erste Parlament zusammen. Es wurde eine Thronrede des abwesenden Sultans verlesen; man kam über unwichtige Vorbereitungsarbeiten nicht hinweg. Schon am 19. Februar 1878 war ihm ein stilles Ende beschieden worden. Midhat Pascha, der schon am 5. Februar 1877 einer Palastintrige zum Opfer gefallen und verbannt war, wurde von Eshem Pascha ersetzt, einem Manne der alttürkischen Partei, einem Gegner aller ausländischen Einflüsse, aller Reformbestrebungen. Seine erste Tat war die Auflösung des Parlaments; mit ihr fiel auch die Konstitution und man schwenkte wieder in das alte Fahrwasser ein.

Inzwischen sind 30 Jahre verflossen, eine Zeit reich an Prüfungen und Entschagungen für das türkische Volk. Die vielen Schicksalsschläge, von welchen das Reich betroffen war, die nie enden wollenden Unruhen als unmittelbare Folge der Zerrüttung des gesamten Verwaltungskörpers, endlich die fremden Einmischungen, all die Umstände, die sie verketten, um das ganze Elend im Lande auf das drastischste vor Augen zu führen — dies alles hat das Selbstbewußtsein des Mohammedaners geweckt, der wieder einmal dargetan hat, wie bildungsfähig, wie zugänglich er für abendländische Kultur ist. Am 10./23. Juli 1908 ist auf die Verfassung von 1876 zurückgegriffen worden. Die entscheidende Wendung, auf die bei diesem überraschenden Schlage immer wieder hingewiesen werden muß, brachte die aktive Beteiligung des Militärs, das sich an die Spitze der Bewegung gestellt hat, und dem der Sieg über das Alttürkentum zuzuschreiben ist.